



NUALA O'FAOLAIN

Dunkle Tage,  
helles Leben

ROMAN

Diana Verlag



NUALA O'FAOLAIN

Dunkle Tage,  
helles Leben

ROMAN

Diana Verlag

# Inhaltsverzeichnis

Titel

Einleitung

## TEIL EINS - Dublin

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

## TEIL ZWEI - New York

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

## TEIL DREI - Stonewtown

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

## TEIL VIER – Das Fest am Milbay Point

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

## TEIL FÜNF – Winter

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

*Danksagung*

*Copyright*



NUALA O'FAOLAIN

# Dunkle Tage, helles Leben

Roman

Aus dem Englischen von Adelheid Zöfel

**Diana** Verlag

# ***Einleitung***

*Nuala O'Faolain, 14. Januar 2008*

Ich wohne in einem Cottage im Westen Irlands, gar nicht weit vom Atlantik entfernt. Aber seit einigen Jahren – genauer gesagt, seit mein erstes Buch *Are You Somebody* (*Nur nicht unsichtbar werden*) so ein großer Erfolg in den USA war – teile ich mir meine Zeit zwischen Irland und einem Zimmer in Manhattan auf. Ich wollte die Immigrantenergie dieser fantastischen Stadt anzapfen. Und ich wollte der Verzweiflung und Lethargie entkommen, die immer noch an den ländlichen Gebieten Irlands haftet.

Seither ist für mich das bestimmende Thema im Leben die Geschichte des Älterwerdens. Und das Älterwerden ist, meiner Beobachtung nach, auf den beiden Seiten des Ozeans eine völlig unterschiedliche kulturelle Erfahrung. Zum Beispiel: Wenn eine Frau, die aus einem traditionellen Land wie Irland stammt, nach New York fliegt, fallen die Jahre von ihr ab, sobald das Flugzeug auf der Rollbahn aufsetzt. Ich nenne das den JFK-Effekt – innerhalb von Sekunden werden aus sechzig Jahren fünfzig Jahre. Noch ein wichtiger Aspekt – die amerikanischen Frauen halten nicht viel von der Selbstverleugnung der europäischen Großmütter, sie bekämpfen das Älterwerden mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln, und sie denken lieber nicht allzu viel über den Tod nach. Mir fällt auf, dass amerikanische Frauen bis ganz zum Schluss von ihrer eigenen Wichtigkeit überzeugt sind – etwas, was ich bewundere und was mir gleichzeitig nicht ganz geheuer ist. In Irland hingegen hat eine kinderlose, alternde Frau keine

Funktion mehr in der »Stammeskultur« und muss sich selbst Rechtfertigungen für ihre eigene Wichtigkeit ausdenken.

*Dunkle Tage, helles Leben* ist aus diesen beiden Gedankensträngen entstanden. Was tut die Neue Welt mit einer Frau und für eine Frau, die von der Alten Welt geprägt ist? Und wie kann eine moderne Frau – die viel gereist ist, spannende Jobs und wechselnde Liebhaber hatte, die für nichts und niemanden verantwortlich war außer für sich selbst –, wie kann diese Frau den Herausforderungen begegnen, mit denen sie gegen Ende der mittleren Jahre konfrontiert ist, wenn die Faktoren, die bisher in ihrem Leben so zentral waren, nach und nach in den Hintergrund treten? Wie entdeckt ein Mensch neue Freuden, wenn die alten ihren Reiz verlieren?

Während die Geschichte von Min und ihrer Nichte Rosie sich immer weiter entwickelte, habe ich oft gestaunt, wie viel Spaß ich an dieser Entwicklung hatte. Ich glaube, das lag daran, dass Min – die Ältere der beiden – mit so viel Schwung und Vitalität ihre Chance ergreift, aus dem gewohnten Umfeld in Dublin auszubrechen, das ihr nichts Neues mehr zu bieten hat. Die Abenteuer, die sie in diesem Buch erlebt, haben mich ebenso entzückt wie Min selbst.

Mein Kopf gehört ihr. Aber mein Herz gehört ihrer Nichte, meiner lieben Rosie. Sie ist eine Frau, deren Bedürfnisse zu leidenschaftlich und zu komplex sind, als dass sie in Amerika befriedigt werden könnten. Also kehrt Rosie nach Irland und in die Vergangenheit zurück. Das Leben hat ihr viele Wunden zugefügt, und sie verkriecht sich in dem primitiven Haus ihres Großvaters, das neben dem Steinbruch steht, in dem er vor langer Zeit gearbeitet hat. Auf einer entlegenen, wunderschönen Halbinsel. Rosie erfährt, wie qualvoll und schwer das Leben dort war, vor allem für die Frauen. Und sie findet die harte Wahrheit über



ihre eigenen Eltern heraus. Gleichzeitig begegnen ihr aber auch zahlreiche Formen von Liebe und Zuneigung: Freundschaft; ein kleiner, treuer Hund; die Schönheit der Natur; das bewusste Bemühen, Fehler wiedergutzumachen – lauter Dinge, die sie in ihrer Jugend nie besonders wichtig fand. Doch genau sie sind die Kraftquellen, aus denen Rosie Zuversicht schöpft, als sie an der Schwelle zur nächsten Etappe ihres Lebens innehält.

Tausende Meilen entfernt von ihr, in den Vereinigten Staaten, ist Min dabei, ebenfalls neue Facetten der Lebensfreude zu entdecken. Sie erlebt, wie befriedigend es ist, wenn man für seine Arbeit bezahlt wird, und welche Freiheit es bedeuten kann, zu einer wechselhaften, vielfältigen, vorurteilsfreien, unterprivilegierten sozialen Welt zu gehören. Nichte und Tante, die sehr schweigsam waren, als sie zusammen unter einem Dach lebten, lernen endlich, miteinander zu reden, nachdem sie die ihrem Alter angemessen erscheinenden Rollen abgelegt haben. Nun sind sie nur noch durch den Ozean getrennt und entwickeln sich beide zu Pionierinnen.

Natürlich gibt es auch dunklere Untertöne, und in dieser Geschichte, genau wie in meinem eigenen Leben, gehen im Laufe der Jahre viele wertvolle Dinge für immer verloren. Aber *Dunkle Tage, helles Leben* – mein fünftes Buch innerhalb von zehn Jahren – ist mein Roman über die Zeit, die ich als Pendlerin zwischen der Melancholie Irlands und dem Optimismus Amerikas verbracht habe. Dieses Buch möchte das feiern, was diese Jahre mich gelehrt haben: dass die Welt mit ihren unzähligen Schattierungen zwischen Schwarz und Weiß so unglaublich interessant ist. Und dass man lernen kann, mit dem Schmerz umzugehen: Man muss ihn nur an einen weniger zentralen Ort im eigenen Inneren verbannen. Und dass selbst ein scheinbar hoffnungsloses

Leben noch die Möglichkeit der Veränderung in sich birgt -  
in der Jugend, in den mittleren Jahren und überhaupt zu  
jeder Zeit.

# TEIL EINS

***Dublin***

# 1

**A**m Weihnachtsmorgen lag ich mit Leo im Bett, in einer *pensione* in Ancona, nicht weit vom Hafen. Das Zimmer war schlecht geheizt, deshalb kostete es mich ziemlich viel Überwindung, mich von Leos warmem Rücken loszureißen und den Arm unter der Bettdecke hervorstrecken, um meine Tante in Dublin anzurufen.

Niemand nahm ab. Also versuchte ich es bei ihrer Nachbarin.

»Hallo? Reeny? Ja, ich bin's - Rosie. Fröhliche Weihnachten und alles Gute fürs neue Jahr! Ich bin gerade in Italien. Ja, mit einem Freund - was dachtest du - meinst du, ich bin verrückt? Es hätte sich nicht gelohnt, für die paar Tage nach Hause zu fahren, und wir kriegen nicht länger Urlaub. Hör zu, Reeny - Min geht nicht ans Telefon. Könntest du vielleicht rübergehen und hinten vom Garten zu ihrem Fenster hochrufen? Bei euch ist es doch auch schon elf, oder? Und ich weiß, dass sie zu dir zum Truthahnesen kommt, da müsste sie so langsam aufstehen, würde ich denken.«

»Ach, mach dir keine Sorgen, Min geht es gut«, beruhigte mich Reeny. »Sie war gestern Abend hier, und wir haben gemeinsam ›Eastenders‹ angeschaut. Na ja, manchmal ist sie schon ein bisschen komisch, unsere Min. Es gibt Tage, an denen sie einfach nicht aufsteht, obwohl ihr gar nichts fehlt. Und - ich will dir ja nicht den Urlaub verderben, aber ich wollte es dir sowieso erzählen, wenn wir uns das nächste Mal sehen - neulich gab's einen kleinen Zwischenfall, weil sie ein paar Gläschen zu viel getrunken hat. Die Polizei musste sie nach Hause bringen. Min war nämlich plötzlich in der Post im Stadtzentrum, kein Mensch weiß, wie sie's geschafft hat, von unserem Pub hier in die Innenstadt zu

kommen – und dort ist sie gestürzt und konnte nicht mehr aufstehen. Das heißt, ich glaube, sie *wollte* nicht mehr aufstehen. Sie hat allen Leuten erzählt, dass sie ein Päckchen nach Amerika schicken muss. Die Polizisten waren furchtbar nett zu ihr und haben sie bis vors Haus gefahren. Einer von ihnen hat mir erzählt, dass es gar nicht so leicht war, sie in Schach zu halten, weil sie unbedingt während der Fahrt aus dem Streifenwagen aussteigen wollte. Und wenn Min nicht so eine kleine alte Lady wäre, hätten sie ihr Handschellen anlegen müssen. Seither geht sie fast nicht mehr raus, und im Supermarkt haben sich die Frauen schon darüber unterhalten, dass es am besten wäre, wenn Rosie Barry nach Hause käme.«

»Aber Min will mich doch gar nicht dahaben!«, entgegnete ich lachend.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Reeny, und ich hörte auf zu lachen.

Reeny merkte das nicht. »Ja, so ist das eben, wenn jemand Depressionen hat«, fuhr sie fort. »Ich habe neulich eine Sendung im Fernsehen darüber gesehen. Irgendein Experte hat die These aufgestellt, dass depressive Menschen nicht wissen, was sie wollen.«

»Sag Min doch bitte, dass ich sie heute Abend anrufe. Und dass sie ans Telefon gehen soll – egal, was ist. Wie geht's dir denn, Reeny? Ist Monty über die Feiertage zu Hause?«

Monty war Reenys Sohn, ein korpulenter, schüchterner Golffanatiker, Anfang oder Mitte vierzig und seit tausend Jahren mit meiner Freundin Peggy zusammen. Sein Vater hatte die Familie verlassen, als Monty noch klein war, und meiner Meinung nach war das Golfspiel etwas, wohinter er sich verschanzte, während er versuchte, endlich erwachsen zu werden. »Sag ihm, der Weihnachtsmann bringt ihm ein Hole-in-one. Besser geht's nicht beim Golf, oder?«

Hinter Leos Schulter konnte ich ein Stückchen Adria sehen – strahlend blau, mit weißen Wellenkämmen. Es ging ein ziemlich starker Wind, der die Fensterläden laut klappern

ließ. Kurz zuvor hatten wir den Versuch unternommen, miteinander zu schlafen. Uns war allerdings schnell klar geworden, dass wir beide keine besonders große Lust dazu hatten. Für unsere Beziehung war es bestimmt ein gutes Zeichen, dass wir keine Hemmungen hatten, das zuzugeben. Dennoch war es für die Psyche nicht gerade aufbauend, wenn man merkte, dass man zu wenig sexuelle Energie hatte. Und die Tatsache, dass wir noch zwei Tage in einem schlecht geheizten, öden Hotelzimmer vor uns hatten, verbesserte die Stimmung auch nicht gerade. In Ancona gab es sonst nicht viel zu tun, da die wenigen Touristenattraktionen, die man hier besichtigen konnte, während der Feiertage geschlossen hatten.

Weihnachten. Was für ein Zauber früher von diesem Wort ausgegangen war.

»Leo!« Ich schlang den Arm um seine Taille und streichelte ihn zärtlich, um ihn möglichst sanft aufzuwecken. »Leo, mein Süßer – könntest du bitte die Signora fragen, ob sie uns zwei Tassen Kaffee kocht?«

Als ich mich auf den Ellenbogen stützte, um zu überprüfen, ob meine Bemühungen erfolgreich waren, traf mich fast der Schlag: Leo lag hellwach da und starrte aus dem Fenster.

Am nächsten Tag besuchten wir ein Orgelkonzert. Es fand in einer Kirche statt, die sonst nicht mehr benutzt wurde und in der es unglaublich zog. Leo schaltete auf seinen extremen Konzentrationsmodus, wie immer, wenn er Musik hörte. Man konnte ihn dann mit sieben Nadeln piksen, und er spürte es nicht.

Irgendetwas musste sich ändern. Während ich so neben ihm saß und vor mich hin fror, schien mir das plötzlich sonnenklar. Früher waren wir – ach, ich wollte lieber gar nicht daran denken, was für ein wunderbares Liebespaar wir einmal waren. Ich konnte mir auch nicht eingestehen, dass

es immer schwieriger wurde, ihn aus seiner Villa, die ein Stück landeinwärts von Ancona lag, wegzulocken. Dabei hatte er seinen Versuch, sie in ein luxuriöses Bed & Breakfast zu verwandeln, längst aufgegeben.

Und weil ich nicht über die Liebe nachdenken wollte, dachte ich an Min.

Jemand musste ein Auge auf sie haben, wenn es tatsächlich stimmte, dass sie anfing, sich in der Öffentlichkeit zu blamieren. Reeny verwaltete zurzeit eine Wohnanlage in Spanien und wohnte zum ersten Mal nicht mehr ständig im Nachbarhaus. Früher, als die beiden noch jünger waren, kam Reeny immer sofort angelaufen, wenn irgendetwas nicht stimmte. Und auch sonst.

Dazu kam, dass in ein paar Monaten mein Vertrag auslief. Ich hatte einen Job in Brüssel, bei der Informationsabteilung der EU, für die ich Texte verfassen musste. Bei Ablauf des Vertrags stand mir eine gewisse Pauschalsumme zu – genug Geld, um mich so lange über Wasser zu halten, bis der nächste Auftrag des Weges kam. Manche meiner Kollegen gingen mit fünfundfünfzig in den Ruhestand. Das waren die Leute, die ihre Arbeit nicht mochten und die gut sparen konnten. Ich konnte mich noch nicht aus dem Berufsleben zurückziehen, und ich wollte es auch nicht. Aber mit dieser Summe hatte ich genug Geld, um ein, zwei Jahre zu überbrücken – vielleicht sogar drei, wenn ich nach Dublin zurückging.

Und außerdem – beim Gedanken daran fuhr ich mir vorsichtig mit der Zunge über die Zähne – außerdem sprachen die Zahnärzte in Dublin Englisch. W. H. Auden sagte, dass viele Tausend Menschen ohne Liebe leben konnten, aber keiner ohne Wasser. Er hätte ruhig auch noch die Zähne hinzufügen können. Meine Zukunft sah düster aus, wenn ich mich um die paar Zähne, die mir noch geblieben waren, nicht ordentlich kümmerte.

Draußen war es stockfinster. Der Raum hatte nur ein einziges, schmales Fenster, hoch oben in der Wand, deren ockerfarbener Anstrich abblätterte. Dahinter nachtblauer Himmel, ein blinkender Stern. Auf dem Weg zum Orgelkonzert waren wir an einer sehr einladend wirkenden Trattoria vorbeigekommen. Dort konnten wir hingehen, wenn wir uns in der *pensione* noch einen warmen Pullover und ein zusätzliches Paar Socken holten. Und dann ab ins Bett.

Wie sollte es mit uns weitergehen? Mit uns, mit den Cafés, dem Sex, den Fenstern aus dem sechzehnten Jahrhundert? Einer der fundamentalen Vorteile von Brüssel war, dass ich mich dort einfach in den Zug setzen konnte, und schon war ich bei Leo, ohne großen Aufwand. Ich hielt es nicht aus, lange von ihm getrennt zu sein, immer noch nicht. Ich achtete gewissenhaft darauf, dass meine Haare eine dezente aschblonde Tönung hatten, und kaufte meine Kleider im Flämisch sprechenden Teil von Belgien, wo selbst elegante Frauen gern Brot und Butter aßen und deshalb eine ähnliche Figur hatten wie ich. Wenn ich neben Leo herging, den Bauch einzog und interessiert lächelte, dann fühlte ich mich wie eine Frau, die mitten im Leben steht. Meistens trafen wir uns in Italien, und dort musterten mich die Männer immer noch sehr aufmerksam.

Aber in Kilbride, in Dublin ... Ich hatte zwar erst im September Geburtstag, aber dann wurde ich fünfundfünfzig. Mit fünfundfünfzig begann zwar noch nicht offiziell die zweite Hälfte des Jahrzehnts, aber weit davon entfernt war ich nicht mehr. In Kilbride gab es keine unverheirateten Frauen in meinem Alter, die beim großen Spiel noch mitspielen wollten. Und falls es doch welche gab, waren sie klug genug, sich nichts anmerken zu lassen.

Das Publikum klatschte jetzt frenetisch Beifall. Wahrscheinlich wollten sich die Leute durch das Klatschen ein bisschen aufwärmen. Leo lächelte mich an, als er aufstand – so lächelte er öfter, und er hatte keine Ahnung,



wie anziehend er dann aussah. Musik machte ihn glücklich – jedenfalls die Musik, die komponiert wurde, bevor die Frauen aufhörten, lange Röcke zu tragen.

Ah. Eine Zugabe.

Wir setzten uns alle wieder hin.

Was mich nach Hause lockte, war vor allem ein inneres Bild. Die vernünftigen Argumente, die für eine Rückkehr sprachen, kamen erst an zweiter Stelle.

Falls ich nach Dublin zurückging, um Min zu versorgen, war sie vielleicht bereit, diesem Bild zu entsprechen. Oder auch nicht. Ich mochte ihr Gesicht schon immer – es war klein und blass, mit großen schwarzen Kulleraugen. Min hatte ein Gesicht wie ein Kind. Und ich hatte gesehen, wie dieses Gesicht strahlte, wenn es sich öffnete wie ein Blatt in der Sonne. Doch das war lange her.

Als ich noch klein war – bevor mein Vater starb – fuhren wir jeden Sommer zu dritt in ein kleines Holzhaus nicht weit vom Meer, das »Baileys Hütte« hieß. Diese Hütte lag hinter dem letzten Pier von Milbay Harbour, auf einer Wiese, die aus Gras und Muscheln bestand. Die Mutter meines Vaters, Granny Barry, arbeitete in Baileys Eisenwarengeschäft und arrangierte es deshalb immer für uns, dass wir in diesem Häuschen Ferien machen konnten.

Es gab dort kein fließendes Wasser, also brachten wir immer kanisterweise Leitungswasser mit, um Tee zu kochen; für alles andere verwendeten wir das Regenwasser aus der Tonne vor der Tür. Zum Beispiel wusch mein Vater mit diesem Regenwasser Min die Haare.

»Ja, stimmt, Ma'am«, sagte er, wenn sie verkündete, heute wäre ein guter Tag, um ihr die Haare zu waschen. Er trug eine Schüssel mit warmem Wasser hinaus auf die Wiese und dann noch einen Eimer mit Regenwasser. Min kniete sich hin, in ihrem alten Rock und ihrem rosaroten Unterhemd, in das für die Brüste zwei spitz zulaufende

Kegel eingenäht waren. Mein Vater setzte sich auf eine Kiste, sie legte ihm den Kopf in den Schoß, und er massierte ihr mit den Fingern das Shampoo in die Haare. »Pass bloß auf, dass ich das Zeug nicht in die Augen kriege«, warnte sie ihn. Während sie immer noch mit gesenktem Kopf kniete, stand er auf und goss ihr vorsichtig ein bisschen Regenwasser über den Kopf. Sie zuckte zusammen und schrie: »Aua! Das ist ja eiskalt!« Aber Dad goss unbeirrt weiter. Sie verteilte das Wasser mit den Händen, und er folgte ihren Bewegungen. Schließlich stellte er den Eimer beiseite und wickelte ihr ein Handtuch um den Kopf. Mit blinden Augen blickte sie hoch, und er tupfte behutsam ihr Gesicht ab.

Die Haare ließ sie in der Sonne trocknen, nach vorne gekämmt, sodass sie ihr übers Gesicht fielen, während auf beiden Seiten ihre knochigen Schultern herausguckten. Manchmal bürstete sie sich auch im warmen Hauch des Aladdin-Heizlüfters, der im Zimmer in der Ecke stand, hinter Draht, damit ich ihn nicht anfasste. Ihre Haare wurden dann immer dichter, sie glänzten und vibrierten, als würde der Strom durch sie hindurchgehen.

Mein Vater schwärmte: »Schau nur die Haare von deiner Tante Min an. Sie hat wirklich wunderschönes Haar.« Er klang richtig wehmütig, als würde er über etwas sprechen, das weit in der Vergangenheit lag. Dabei saß sie doch direkt vor ihm und machte auch keine Anstalten wegzugehen.

Ich werde nie vergessen, wie sie aussah, wenn sie ihm ihr Gesicht zuwandte, wehrlos, hingebungsvoll. Er nahm es einen kurzen Moment zwischen beide Hände, während sie darauf wartete, dass er es abtrocknete, und sie, die sonst immer so misstrauisch und schroff war, ließ das alles widerspruchslos mit sich geschehen, mit geschlossenen Augen. Sie gab sich seiner Fürsorge hin, wie ein Seevogel, der sich sanft auf der Wasseroberfläche niederlässt.

Vielleicht schaute sie jetzt auch *mich* mit diesem Gesichtsausdruck an. Vielleicht machte sie mir dieses

Geschenk.

Ich würde mir den Pauschalbetrag auszahlen lassen.

Am Ende des Sommers ging ich nach Irland zurück, und die ersten zwei, drei Monate saß ich eigentlich nur an dem alten Küchentisch. Viel mehr tat ich nicht. Es war, als hätte ich den Märchenwald betreten, der das Schloss umgab, in dem die Prinzessin schlief. In diesem Wald rührte sich kein Blatt, kein Vogel sang dort. Meine Gedanken bewegten sich langsam – das ist es doch, was du wolltest, sagte ich zu mir selbst, nun hast du es bekommen. Und was machst du jetzt damit? Ich fühlte mich wie abgetrennt von meiner bisherigen Lebenserfahrung. Alles, was ich in den letzten dreißig Jahren gesehen und gelernt hatte, als ich überall auf dem Globus gelebt, geliebt und gearbeitet hatte, schien seit meiner Rückkehr nach Irland absolut irrelevant zu sein.

Hier passierte nichts. Wenn die Katze Bell ein paar Zentimeter vor meiner Nase über den Tisch spazierte, um vom Fenster zur Treppe und dann zu Min in den ersten Stock hinaufzugelangen, konnte man diesen Vorgang schon fast als Ereignis bezeichnen. Auf dem Weg nach draußen kam sie dann wieder bei mir vorbei. Gelegentlich ließ sie sich sogar dazu herab zu miauen, wenn sie mir zum Beispiel zu verstehen geben wollte, dass sie ihr Abendessen wünschte. Ich hatte jede Menge Zeit, darüber nachzudenken, ob Bell mich verabscheute oder ob unser Verhältnis vielleicht doch etwas komplexer war. Sie hätte ja auch eine andere Strecke nehmen und an der Wand entlangschleichen können.

»Ich weiß immer, wo du zu finden bist, Rosie«, sagte Andy Sutton, und weil Andy so war, wie er war, sagte er das jedes Mal, wenn er vorbeikam. Andy gehörte zur selben Generation wie ich und meine Freundinnen Peg und Tess (Tess war sogar seine Cousine), aber er wirkte wesentlich älter, weil er auf uns alle aufpasste. Andy lebte auf dem Land. Er arbeitete für eine Wohltätigkeitsorganisation

namens *NoNeed*, und im Sommer sammelte er überall in Irland Ziegen, Hühner, Kaninchen und Schweine ein und transportierte ganze Lastwagen mit diesen Tieren nach England, zum Flughafen Gatwick. Von dort wurden sie dann in Gegenden auf der Welt gebracht, in denen große Armut herrschte und die Menschen aufgrund der geografischen und klimatischen Bedingungen nur mit kleinen Nutztieren etwas anfangen konnten. Während der übrigen Monate des Jahres fanden in der Zentrale von *NoNeed* regelmäßig Sitzungen statt, an denen Andy teilnahm. Dann kam er hierher und wohnte bei seiner Mutter Pearl in Kilbride, nur ein paar Straßen von Min entfernt.

Seine Besuche verliefen immer nach dem gleichen Muster. Er kam zur Haustür herein und steckte den Kopf in die Küche.

»Schläft Min?«, flüsterte er.

Und ich flüsterte zurück: »Ja, sie schläft – oder sie tut wenigstens so.«

»Stehst du eigentlich nie von diesem Tisch auf?«, fragte er dann und ging nach hinten in den Abstellraum, um den Thermostat am Boiler zu überprüfen oder um eine Leiter zu holen, weil er eine kaputte Glühbirne auswechseln musste. Oder er brachte ein Bündel Feuerholz von den Bäumen auf seinem kleinen Bauernhof mit.

Meine Tante oben merkte meistens sehr schnell, dass jemand da war, und wenig später hörte man durch die Decke, wie aus ihrem Transistorradio lebhaft Stimmen kamen oder liebliche Melodien – sobald gesungen wurde, drehte sie die Lautstärke auf. Das war für uns das Signal, dass wir in der Küche wieder normal reden konnten.

Ansonsten wurde meine Ruhe nur unterbrochen, wenn nebenan Tanzmusik erklang – dann wusste ich, dass Reeny aus Spanien zurück war und gleich bei uns vorbeischaun würde, braun gebrannt und gut gelaunt, bepackt mit Schinken oder Pfirsichen oder Pralinen – jedenfalls mit irgendwelchen Geschenken, die keinen Alkohol enthielten.

Hin und wieder kam auch der Typ vorbei, der den alten Leuten zu Hause die Haare schnitt. Dann überließ ich ihm den Küchentisch. Und alle zwei Wochen begab ich mich taktvoll in die Bibliothek, weil die Psychologin und ihre Assistentin, eine Art Krankenschwester, kamen, um mit Min zu reden. Das gehörte zu einer Serviceleistung, die ältere Menschen mit Depressionen in Anspruch nehmen konnten. Diese Möglichkeit hatte Reeny ausfindig gemacht, die überhaupt sehr geschickt mit dem Gesundheitssystem umgehen konnte. Sie hatte den Fragebogen auch für sich selbst ausgefüllt, aber als die Psychologin dann ein Vorgespräch mit ihr führte, musste Reeny gestehen, dass sie sich nur angemeldet hatte, weil sie alles, was man kostenlos haben konnte, nutzen wollte.

»Ihre Tante ist sehr antriebsarm und zeigt wenig Initiative«, sagte die Psychologin einmal sehr ernst zu mir, als ich sie zur Tür begleitete.

»Sie geht zu oft in den Pub«, murmelte ich.

Aber das interessierte die Dame nicht weiter. Für sie gab es nur ihr Spezialgebiet.

Ich ging zurück in die Küche und griff nach meinem Buch. Ich hörte, wie Min über mir ständig einen anderen Sender einstellte. Sie hatte das kleine Transistorradio neben sich auf dem Kopfkissen, so nah bei ihrem Gesicht, dass es von ihrer wilden grauen Haarmähne halb verdeckt wurde.

Es dauerte nicht lang, dann erkannte ich am Rhythmus ihrer Schritte auf der Treppe, ob sie aufgestanden war, um etwas mit mir zu unternehmen, oder ob sie lieber gleich in den Pub wollte. Ihre Schritte waren auch deswegen so deutlich zu hören, weil ich den alten Teppich von den Stufen entfernt hatte, damit man das Holz abbeizen und neu lackieren konnte.

»Rosie!«, rief Min immer sehr freundlich, sobald sie die vorletzte Stufe erreichte. »Warum sitzt du so still hier herum?«

Das war natürlich nur eine rhetorische Frage, und es spielte keine Rolle, ob ich antwortete oder nicht. Den ganzen Herbst über ließ ich die hintere Tür zum Garten immer offen stehen. Ich mochte den hellen Lichtstreifen auf dem Küchenfußboden, und es gefiel mir, wenn die kurzen gelben Vorhänge in der warmen Brise wehten. Auch Min lächelte oft ganz entzückt, wenn sie das sah. Aber als es dann kälter wurde, wanderte ihr Blick immer als Erstes zum Kaminherd.

»Da hast du aber ein wunderbares Feuer!«, sagte sie fast verträumt und setzte sich in den kleinen blauen Sessel, griff zur Kohlenzange, um den Flammen noch mehr Nahrung zu geben. Und wenn das Feuer schon etwas schwächelte, legte sie sehr umsichtig ein paar Holzscheite nach, immer an den strategisch richtigen Stellen, damit die Scheite, wenn sie zu brennen anfangen, das ganze Feuer belebten. In der Hinsicht war sie absolut genial. »Gott sei Dank gibt's Kohlen!«, sagte sie immer und ergänzte ihr Werk mit leichter Hand durch grobkörnigen Kohlenstaub.

Manchmal geriet sie so in Fahrt, dass sie anfing, von dem Herdfeuer bei ihr zu Hause zu erzählen, in der Küche in Stoneytown, wo sie aufgewachsen war.

Wenn dieser Name fiel, wurde ich immer hellhörig. Stoneytown war eine Steinbruchsiedlung am Meer, an die Min nicht besonders gern erinnert werden wollte und die für mich so exotisch war wie Shangri-La.

»Ach, was haben wir immer gefroren!«, seufzte sie. »Wenn die Boote es nicht geschafft haben, von Milbay rüberzukommen, um die Steine zu transportieren, dann kriegen wir keine Kohlen«, sagte sie, fröstelte theatralisch und rückte ganz nah zum Feuer. »Es konnte passieren, dass wir wochenlang keine hatten.«

Ich hatte mich oft gefragt, warum das Feuer für sie so wichtig war – bis mir eines Tages klar wurde, dass in den entlegenen Teilen Irlands während der hoffnungslos ärmlichen dreißiger Jahre Feuer gleichbedeutend war mit

dem Leben selbst. Der Kaminherd in der Küche musste für diese Menschen so etwas wie ein Altar gewesen sein. Sie waren in jeder Hinsicht auf das Feuer angewiesen, sie brauchten es zum Kochen, zum Brotbacken, um sich zu wärmen, um die Wäsche zu trocknen. In der Nähe von Stonetown gab es zwar einen Wald, erzählte Min, aber Buchenholz taugte nicht als Feuerholz. »Das ist dir doch klar, oder?«

Selbst wenn sie schon den Mantel angezogen hatte, um rauszugehen, setzte sie sich manchmal noch eine Weile hin, weil es ihr so viel Vergnügen machte, das Feuer anzufachen. Dann stellte sie ihre große Handtasche auf die Knie und starrte in die Flammen. Im Abglanz des Feuers wirkte ihr Gesicht wieder ganz jung.

Nicht jeden Tag, aber zwei- oder dreimal in der Woche stellte sie sich vor den kleinen Spiegel in der Waschküche, um Lippenstift aufzutragen und um sich mit der Bürste durch die Haare zu fahren. Die Leute lächelten oft unbewusst, wenn sie meine Tante sahen: Min war nur knapp eins fünfzig groß, und ihre Augen waren so pechschwarz wie die eines Krallenäffchens. Ich wusste, dass sie längst nicht so süß war, wie sie aussah, aber auch ich musste oft über ihre Launen und Einfälle lachen, ob ich wollte oder nicht.

Nachdem sie sich zurechtgemacht hatte, trennte sie sorgfältig die Seite mit dem Kreuzworträtsel aus der Zeitung vom Vortag heraus und machte sich auf den Weg zum Pub, dem Kilbride Inn. Sie bevorzugte das Kreuzworträtsel vom Tag vorher, weil in der aktuellen Zeitung die Lösungen standen, das heißt, sie konnte nachsehen, wenn sie nicht mehr weiterkam. Und sie wollte auf keinen Fall, dass ich sie in den Pub begleitete.

Warum ging sie überhaupt in den Pub?, fragte ich mich immer wieder. Sie saß dort nur mutterseelenallein an einem Tisch. Ich verstand sie nicht. Aber spielte es überhaupt eine

Rolle, ob ich sie verstand oder nicht? Ich saß hier mit ihr fest, daran war nichts zu ändern. Min war für mich eine Art Mutterersatz, seit meiner Geburt. Aber es gab schließlich kein Gesetz, das vorschrieb, dass man seine Mutter verstehen musste - geschweige denn seine Tante, die diese Funktion übernommen hatte, nachdem ihre Schwester gestorben war. Und ich dachte, ohne jeden Groll, dass es Min selbst überhaupt nichts ausmachte, wenn sie mich nicht verstand. Auch sonst bemühten sich die meisten Leute gar nicht, ihre Mitmenschen zu verstehen. Solche Überlegungen waren eine krankhafte Laune der gebildeten Schichten in der westlichen Welt.

Und doch - ich weiß noch ganz genau, wie ich diesen Gedanken hin und her drehte, als ich in der stillen Küche saß, mit Bell auf dem Schoß, die zur Abwechslung mal zufrieden schnurrte -, die Leute können es akzeptieren, dass die Partner, die sie auswählen, selbstständige Menschen sind, die sich von ihnen unterscheiden. Sie können mit jemandem schlafen, ohne auch nur die geringste Ahnung zu haben, was ihrem Liebsten oder ihrer Liebsten durch den Kopf geht. Bei mir war das jedenfalls meistens so. Und wenn ihre Frau oder ihr Mann stirbt, betrachten sie die Leiche und denken: »Ich habe diesen Menschen nie wirklich gekannt.« Aber die Frau, die einen großgezogen hat? Ich bin in meinem Leben noch niemandem begegnet, der nicht glaubt, dass er das Recht hat, diese Frau zu kennen.

Ich bezweifelte allerdings, dass mir Mins innere Welt zugänglich war. Und was wusste sie wiederum von den unzähligen und so unterschiedlichen Bildern, die mir durch den Kopf gingen, wenn ich hier am Küchentisch hockte? Gedankenversunken wanderte ich zwischen diesen Bildern hin und her. Der Strand in der Nähe von Dakar, mit den großen Krabben, die quer über den Sand zu den weißen Schaumlinien der Wellen rannten. *Klick-klack* machten sie,



und das Wasser antwortete mit seinem Rauschen. Das Wachstuch auf dem Tisch vor einem Bauernhof in der Rigi, der Geschmack von würzigem Käse, der über ein Rührei gerieben wurde. Kinder in Flandern, die mir auf dem Weg zur Schule entgegenkamen, im Dunkeln, auf einem Damm zwischen matschigen Winterwiesen. Ihre fluoreszierenden Armbinden schimmerten in der feuchten Luft, während gespenstische Möwen auf den leeren Feldern nach Nahrung fahndeten und die Morgendämmerung sich langsam am Horizont ausbreitete. Ich konnte nichts dafür, dass diese Bilder mich einsam machten, weil ich diese Erfahrungen nicht mit ihr teilte. Es war das Leben selbst, das mich unendlich weit von ihr entfernt hatte. Aber sie war ja mindestens genauso weit weg von mir, wenn sie jetzt in den Pub trippelte, mit Gott weiß welchen Gedanken im Kopf.

Meine Erinnerungen lieferten mir keinen Aufschluss darüber, welchen Weg ich jetzt einschlagen könnte, um die Zukunft besser zu meistern. Ich klappte meinen Laptop auf und besuchte die Seiten der Institutionen, von denen ich normalerweise meine Aufträge bekam - UNESCO, Overseas Aid, World Opportunity, das Europa-Parlament. Gleichzeitig verfolgte ich alle möglichen Fantasiebilder. Myanmar. Wie wär's, wenn ich versuchen würde, nach Myanmar zu kommen? Rangun war vermutlich die kaputte, schwülfeuchte Version einer Stadt wie Valletta in den Fünfzigerjahren. Tropisch, aber mit Uhrtürmen aus Stein und mit Blumenbeeten vor den städtischen Verwaltungsgebäuden. Britischer Lebensstil, überdeckt und verfremdet durch die drückend diesige Luft. Aber würde es mir gefallen, in Myanmar zu arbeiten? Es gab zum Beispiel auch ein Jobangebot in Adelaide. Einen Buchladen für Fremdsprachen könnte ich dort jederzeit leiten, sozusagen im Kopfstand. Irgendjemand hatte mir einmal erzählt, in Australien gebe es erstklassige Weine. Oder was war mit

Maracaibo, Venezuela? Dort suchten sie jemanden, der die große Akademie leitete, an der die Ölarbeiter Englisch lernten. Männer. Aber Latinos ... Es war mir schon immer schwergefallen, mich ihrem Anspruch entsprechend zu verhalten. Selbst als ich noch jung war und es allen recht machen wollte.

Guatemala - schon eher. Ich war vermutlich die bestqualifizierte Lehrerin für Englisch als Fremdsprache auf der ganzen Welt, und in der wunderschönen Stadt Santiago gab es jede Menge Schulen, die solche Leute brauchten. Also lud ich mir ein Bewerbungsformular für Santiago herunter. Aber andererseits - ich stand ja nicht unter Druck. Ich konnte mir Zeit lassen.

Es dauert eine ganze Weile, bis man wirklich ankommt, wenn man zurückkehrt.

In der Zeit, als ich alle paar Jahre in ein anderes Land ging, erwarb ich mit jedem Umzug von Neuem die Privilegien, die man als Ausländerin besitzt. Aber hier in Kilbride ließen mir meine Freundinnen nichts durchgehen. Offenbar wussten sie ganz genau, wie ich mich zu benehmen hatte. Dabei war Peg, die durch die Beziehung zu Monty nie hier weggekommen war, sogar etwas jünger als ich. Und Tessa war ein ganzes Stück älter. Mit ihr war ich seit meinem ersten Arbeitstag in Boody's Buchhandlung befreundet.

Sie war damals im Betriebsrat gewesen und ziemlich streng mit uns allen. Mir gegenüber verhielt sie sich noch immer so, bis zum heutigen Tag. Nicht lange nach meiner Rückkehr gab es eine große Party für sie, weil sie in den Vorruhestand ging. Ich trug ein schickes schwarzes Kostüm aus Italien, in das ich gerade noch hineinpasste. Dazu Pumps mit sieben Zentimeter hohen Absätzen.

»Du hast dich ja ganz schön in Schale geworfen«, brummelte Tessa, als wir anschließend zusammensaßen und

den Abend noch einmal gemeinsam Revue passieren ließen. »Alle haben über dich geredet, Rosie. Na ja, ist nicht weiter verwunderlich – du hast ja immer noch Neuigkeitswert, weil du noch nicht so lange wieder hier bist. Und das schwarze Kostüm ist echt sensationell. Aber hättest du dir nicht wenigstens etwas um den Hals binden können?«

Und Peg sagte, scheinbar beiläufig: »Viele der Mädels sind direkt von der Arbeit gekommen und hatten gar keine Zeit mehr, sich aufzumotzen.«

Ich lachte. »Also bitte!« Aber die beiden merkten gar nicht, dass sie ständig versuchten, mir beizubringen, wie eine alleinstehende Frau mit Mitte fünfzig sich in Kilbride, Dublin, Irland, zu benehmen hatte. Sie fragten mich zum Beispiel: »Kommst du um elf in den Gottesdienst?«, als wüssten sie nicht ganz genau, dass ich nicht in die Kirche ging. Und als ich Andy ins Kino mitbrachte, weil er mich in die Stadt gefahren hatte, wechselten sie kaum ein Wort mit ihm, obwohl sie ihn schon ihr ganzes Leben kannten, wie ich auch. Sie wollten damit demonstrieren, dass kein Mann geduldet wurde, wenn ein Frauenabend geplant war.

Ich wusste, dass sie mir helfen wollten, mich meiner Umwelt anzupassen, weil sie sich um mich sorgten. Zum Trost schaute ich mir immer wieder die Karte an, die mir meine Freunde von der Informationsabteilung in Brüssel zum Abschied überreicht hatten, zusammen mit einem Fernglas. Wir waren in einer Kneipe gewesen und hatten den ganzen Abend zu Walzermusik aus einer Drehorgel getanzt. »Danke, dass du so viel Spaß in unser Leben gebracht hast«, stand auf der Karte. Dieser Satz machte mir Mut. Auch wenn ich im Moment etwas deprimiert war – es hatte schon bessere Zeiten in meinem Leben gegeben, und irgendwann würde es wieder aufwärtsgehen.

Ich unterhielt mich mit der Katze.

»Odysseus war zwanzig Jahre weg von Ithaka, aber sein Hund hat die ganze Zeit auf ihn gewartet. Wusstest du das? Argos hieß der Hund. Er war so alt, dass sein Fell schon ganz weiß war, aber er hat unermüdlich auf seinen Herrn gewartet, und erst, als Odysseus zurückkehrte, hat der Hund beschlossen zu sterben. Hast du dir schon überlegt, ob du vielleicht auch sterben möchtest, weil ich wieder da bin, Bell?«

Sie hörte auf, sich das Fell zu lecken, und warf mir einen hochmütigen Blick zu.

Apropos Tod - der Versicherungsvertreter hatte sich erkundigt, ob ich den Beitrag für Mins Sterbeversicherung erhöhen wolle. Zum ersten Mal fing ich an, mir Geldsorgen zu machen. Dann kam die Rechnung für die neue Zentralheizung. Und eines Tages schwärmte Min sehnsüchtig von den fantastischen Lammhaxen beim Metzger, die leider sündhaft teuer waren. Ich arbeitete jetzt jede Woche ein paar Stunden als Vertretung in der Kilbride-Bibliothek, das brachte ein bisschen Kleingeld ins Haus. Und meine Ersparnisse würden noch ein Jahr reichen, wenn ich so weitermachte wie bisher, obwohl ich mir einen kleinen Gebrauchtwagen gekauft hatte, um Min durch die Gegend kutschieren zu können - was sie bisher bedauerlicherweise noch nicht in Anspruch genommen hatte. Ich besaß außerdem noch Wertpapiere, die ich verkaufen könnte, um den Garten mit einem Glasdach in eine Art Wintergarten zu verwandeln und um Fliesen legen zu lassen, falls Min diesem Plan jemals zustimmen würde. Wenn der Garten schön hergerichtet war, rannte sie vielleicht nicht mehr so oft in den Pub.

Dabei trank sie bei ihren mittäglichen Kneipenbesuchen gar nicht besonders viel, soweit ich das beurteilen konnte. Aber wenn sie wieder nach Hause kam, war sie trotzdem jedes Mal verändert. Irgendwie leicht *daneben*. Und an manchen Tagen schien irgendetwas sie zu bedrücken. Dann blieb sie länger als zwei Stunden in der Kneipe.

Anschließend pusselte sie oft im Haus herum, wirkte dabei aber ziemlich überdreht. Ich machte mir große Sorgen um sie, weil ich sehen konnte, wie unkoordiniert ihre Bewegungen durch den Alkohol wurden. Es kam auch vor, dass sie schon nachmittags ins Bett ging. Meistens stand sie später wieder auf und zog noch einmal los, und wenn sie dann zurückkam, war ihr Lächeln zu einer Grimasse erstarrt. Allerdings geschah das in fünf Monaten nur dreimal, also vergleichsweise selten, vor allem, wenn man an Mrs. Beckett dachte, die ein Stück weiter die Straße hoch wohnte und Alkoholikerin war. Oder an viele Männer in der Nachbarschaft. Nur wusste man natürlich nie, wann es wieder losging.

Am Anfang folgte ich ihr ein paarmal in die Kneipe, auch wenn ihr das nicht recht war. Von der Tür aus sah ich sie am anderen Ende des Raums sitzen, hinter lauter leeren Stühlen und Tischen. Ich erkannte die Konturen ihrer wirren Haare vor dem Fenster, das sie nach Lust und Laune öffnete und schloss. Sie zog eine Art imaginäre Schutzlinie um sich herum, als säße sie in einem Auto und würde irgendwo hinfahren. Aber sie bewegte sich nicht vom Fleck. Wohin hätte sie auch fahren sollen? Sie konnte nirgendwohin, sie kannte niemanden. Ich fand es furchtbar, sie da sitzen zu sehen, und verkrampfte mich innerlich. Trotzdem ging ich über den Teppich mit den unzähligen Fettflecken zu ihr hin. Und sie schaute mich mit ihrem Kindergesicht fragend an.

Aber sie wollte nicht, dass ich mich zu ihr setzte.

Nur ein einziges Mal bekam ich etwas von ihrem Innenleben zu sehen. Das war im September, als am ersten Jahrestag von 9/11 eine Gedenkmesse gelesen wurde. Schon Tage vorher wurde sie plötzlich ganz gesprächig und erzählte mir von dem fürchterlichen Tag – wie sie vor dem Fernseher saß, als die Flugzeuge in das Hochhaus flogen, und dachte, es sei nur ein Horrorfilm. Sie konnte Reenys Nummer in Spanien nicht finden, und der Eintopf, den sie auf dem Herd stehen hatte, brannte so rettungslos an, dass sie den Topf

wegwerfen musste. Alle kamen vorbei. Andy Sutton holte den Stuhl aus dem Schlafzimmer und ging los, um Mrs. Beckett Bescheid zu sagen, weil sie nur *RTE One* empfangen konnte. Tess schaute nach der Arbeit vorbei und machte Sandwiches mit Hähnchenfleisch, während Andy im Kilbride Inn ein Dutzend Bierflaschen und eine Flasche Wodka holte. Überall standen die Haustüren offen, man hörte die Fernseher plärren, und Enzos Sohn brachte *Fish and Chips*, obwohl das Sorrento normalerweise nicht ins Haus lieferte. Der Junge blieb gleich da und glotzte mit offenem Mund auf den Bildschirm.

»Am Anfang hatte ich richtig Angst«, sagte Min. »Mir ist nämlich eingefallen, dass Markey Cuffe in Amerika ist, du weißt schon, dein Freund von früher, als du dauernd die Nase in ein Buch gesteckt hast, der Sohn von Florence Cuffe. Er ist doch nach New York gezogen. Ich habe alle gefragt, ob sie wissen, wo er arbeitet. Er ist quasi in unserer Straße aufgewachsen, und es hätte gut sein können, dass er tot ist, viele Leute hier haben Verwandte drüben, und sie haben sich alle furchtbare Sorgen gemacht, und man konnte ja nichts rauskriegen, die Telefonleitungen waren überlastet, man kam gar nicht nach Amerika durch. Aber dann habe ich die Karte gefunden, die ich letzte Weihnachten von Markey bekommen habe. Ich habe sie aufgehoben – er schickt nämlich immer riesige Karten mit Gold dran und allem. Da stand die Adresse von seinem Geschäft drauf. Es ist in Seattle. Und ich weiß, wo Seattle liegt, weil Reeny und ich immer *Frasier* gucken.«

Offenbar besuchte ganz Kilbride diese Gedenkmesse. Min war schon in aller Frühe abmarschbereit. Sie zog einen uralten Mantel an – ich konnte mich noch daran erinnern, wie sie in diesem Mantel zu mir ins Kaufhaus Pillar gekommen war, und ich war sechzehn, als ich dort anfing.